

Eier.

Wenn wir von Eiern für den Nahrunggebrauch reden, so kommen fast ausschließlich die Eier der Vögel (im Gegensatz zu denen der Fische und Amphibien) in Betracht, und von denen wieder hauptsächlich die Hühner-, Gänse-, Enten-, Puten- und Perlhühner-Eier.

Die Verwendung der Eier in der Küche ist eine mannigfache. Hauptsächlich dienen sie als Zutat zu Backwerken aller Art, zur Schmalzherstellung der Speisen, wie auch zur Erhöhung ihres Nährwertes und endlich als wohlschmeckende Speise für sich allein als willkommene Abwechslung mit Fleischspeisen und fleischlosen Gerichten.

Der Nährwert der Eier ist von jeher überschätzt und stark übertrieben worden. Man hat ihn vielleicht auf Grund der leichten Verdaulichkeit über Wertig gewürdigt. Allerdings enthält das Ei alle für den Aufbau eines jungen Thierkörpers nötigen Bestandteile, und demnach ist auch sein Genuß dem menschlichen Körper willkommen, aber wollte man sich ausschließlich durch Eier die nötigen Nährstoffe zuführen, so müßte man von ihnen täglich mindestens dreißig Stück genießen, was aus mehr als einem Grunde für die Dauer zur Unmöglichkeit werden dürfte. Das Weiße des Eies enthält 80 bis 85 Prozent Wasser, 13 Prozent Eiweiß und ganz geringe Mengen von Fett, blutbildenden Salzen und Eisen. Das Eigelb enthält in hundert Teilen nur etwa 50—55 Teile Wasser, dagegen 30 Teile Fett und etwa 16 Teile Eiweißstoffe, wenig Phosphorsäure, Salz und andere für den Aufbau des Körpers unentbehrliche Nährstoffe.

Das Ei enthält an nährenden Stoffen etwa doppelt so viel, als die gleiche Gewichtsmenge rohen, mageren Hühnerfleischs, aber nur vier Fünftel der gleichen Gewichtsmenge fetten Fleisches, dagegen dreimal soviel als die gleiche Menge Milch.

Was den Kostenpunkt anbelangt, so fällt besonders der große Preis der Eier gegenüber der Milch springend in die Augen: derselbe Nährwert, den wir in Eiern mit 25 Cents bezahlen, ist in Milch schon für etwa 7 Cents zu haben.

Die Ausnutzung der Eier durch unsere Verdauungsorgane ist eine ganz vorzügliche: Das Fett wird zu 95 Prozent, das Eiweiß sogar zu 97 Prozent aufgebraucht. Die Verarbeitung geschieht aber je nach dem Grade der Verdaulichkeit langsamer oder schneller. Während nun bei den meisten anderen Speisen durch Kochen die Verdaulichkeit erhöht wird, ist das bei den Eiern, wo wohl allgemein bekannt sein dürfte, umgekehrt. Am leichtesten verdaulich sind rohe Eier, vortheilhaft ist es, wenn sie etwas gerührt und mit wenig Zucker vermischt werden, da die Masse dann den Verdauungsorganen leichter zugänglich ist. Durch das Kochen gerinnt wie in allen Speisen, so auch im Ei das Eiweiß, und geronnenes Eiweiß ist immer schwerer verdaulich als ungeronnenes. Hartgekochte Eier sollten wenig und nur recht gut gekaut genossen werden; dann ist es dem Magen fast leichter, an die einzelnen Theilchen heranzukommen und sie aufzulösen, damit eine gehörige Aufsaugung stattfinden kann. Weich-, d. h. wenig gekochte Eier sind leichter verdaulich, als hartgekochte und auch in Form von leichtem, flockigem Niederschlag in Suppen ist das Ei zu empfehlen.

Die leichte Verdaulichkeit läßt das Ei als Nahrungsmittel für Kinder als in hohem Maße geeignet erscheinen. Doch wird auch hier wieder vor Uebertreibungen zu warnen sein. Ein und wieder ein Ei, am besten roh, mit etwas Zucker gerührt den Kindern gereicht, wird wenig schaden, aber doch eine willkommene Abwechslung in ihrer Ernährung bieten.

Schlangendoktoren.

Die Zoologen haben von den etwa 1750 auf der Erde bekannten Schlangengattungen nicht weniger als 180 Arten in Brasilien festgestellt. Unter diesen 180 sind zehn giftige Sorten. Im Staate Sao Paulo allein sterben jährlich etwa 250 Personen an Folgen eines Schlangengiftes, und Professor v. Zehring, der Direktor des Museums Paulista, schätzt die Zahl der Leute, die durchschnittlich im Jahre in ganz Brasilien durch Schlangen getötet werden, auf mindestens 1000. Wer daraus infolgeschließen würde, daß man in Brasilien nur auf die Landstraße zu gehen braucht, um einer Schlange zu begegnen, befände sich in starkem Irrthum. Es gibt Leute, die bei jahrelangem Aufenthalt im Lande auch nie auf ein solches Reptil getroffen sind. Sie sind höchstens einer der als Haushiere bei den Schwärzen gehaltenen und gelegentlich geschlachteten Riesenschlangen anständig geworden. In einer Pflanzung, wo sich nie Giftschlangen gezeigt hatten, fand man eine Anzahl erst beim Urbarmachen eines Stückes Wald. Die Thiere zeigen sich nämlich für gewöhnlich nicht bei Tage. Sie suchen ihre Nahrung und eilen zum Wasser des Nachts. Sonst leben sie in Erdlöchern oder auf Bäumen und vermeiden sorgsam die Begegnung mit

Der englische Polizist.

Ganz England leidet unter einer Streikwelle. Kaum ist an einer Stelle ein Streik erloschen, so bricht an anderer Stelle sofort wieder ein neuer aus, und die Art, wie diese Streiks durchgeführt werden, lassen keinen Zweifel daran bestehen, daß sie nicht ohne lange Vorbereitung ausbrechen. Dies gilt besonders von den Streiks in London, die wahrscheinlich aus dem Grund, daß sich die organisierte Arbeiterchaft bereits lange mit dem Plan dazu getragen hatte, weniger stürmisch verlaufen als die Streiks in Wales, Liverpool, Manchester und Glasgow, das heißt die Streiks der lebhaften Arbeiter und der hartnäckigen Nord-Engländer und Schotten. Wir dürfen andererseits diese Unterschiede in dem Verlauf der Streiks nicht ganz allein durch den Charakter der Streikenden begründen wollen; einen großen Antheil an diesem Unterschied des Streikverlaufes hat auch die Polizei, und nichts ist durch die verschiedenen Streiks deutlicher bewiesen worden, als daß die englische Polizei in den einzelnen großen Städten und Gegenden große Verschiedenheiten zeigt.

Die Londoner Polizei war kürzlich ohne es verdient zu haben, dadurch etwas lächerlich gemacht worden, daß man ihr zur Niederkämpfung zweier Anarchisten Infanterie und Artillerie zur Verfügung stellte. Die Polizei hat sich nicht wenig darüber geärgert, und der betreffende Behörde, die den Anarchisten verurtheilt, erwies nicht dafür dank, denn die Londoner Polizisten haben ein sehr hohes Selbstgefühl und halten sich für die beste Polizei der Welt. Nun, das wollen wir nicht weiter untersuchen, aber daß sie die beste Polizei Englands sind, das zeigt ihr Verhalten in den Streiks. Während des Streiks in dem heißblütigen Wales machte es die Londoner Polizei durch ihr ruhiges und dabei doch festes Auftreten möglich, von dem Einschreiten von Militär abzusehen. Sie legte eine Ruhe an den Tag, die sich ein Polizist nur in dem Getümmel der Weltstadt erwerben kann. Die Behörde großer Volksversammlungen bei Volksversammlungen u. s. w., das sind Dinge, die dem Londoner Polizisten in Fleisch und Blut übergegangen sind und die ihn ganz besonders dazu geeignet machen, Streiks in der richtigen Weise zu regeln. In Wales, wo die Londoner Polizei wirkliche Schlächen mit den aufgereagten Bergleuten auszufechten hatte, war sie trotzdem nur mit dem Polizeinüppel bewaffnet, der im Hofen beige getragen und nur dann gezogen wird, wenn es gilt, Eigentum oder Leben zu verteidigen, oder wenn ein geschlossener Angriff ausgeführt oder abgefochten werden muß. Dieser Nüppel ist übrigens eine gefährliche Waffe. Ein fester Schlag mit ihm genügt, einen Schädel einzuschlagen oder einen Arm zu zerschmettern, und man hält deshalb den Nüppel für wirksamer als einen Polizeisäbel. Um die Menge nicht unnötig zu reizen, zeigen die Polizisten ihre Knüppel nur in den äußersten Nothfällen. In London konnte man jetzt nur einzelne Polizisten, die drohenden Massen gegenüber Posten standen, oder Polizeipatrouillen, die von allen Seiten attackierte Wagen eskortierten, mit gezogenem Knüppel sehen.

Zusammenfassen wollen natürlich unermesslich. Die durch den Streik stark angeschwollene Masse der Streikenden arbeitete sich hier und da in eine Wuth hinein, die die Anwendung von Gewalt unabweisbar machte. Da zeigte sich, meiner Ansicht nach, der Londoner Polizist am vortheilhaftesten. Niemals verlor er die Fassung oder hieb er drein, weil ihm etwa der Jörn über das beständige Höhnen der Massen übermannt hätte. Er verabschiedete seine Schläge nur da, wo sie unbedingt nötig waren, und wie eine Art Arznei, die er, dem Zustand der Volksmenge entsprechend, das heißt in schwächeren oder stärkeren Dosen, ausheilte. Sobald aber ein Angriff abgefochten war und eine Kampfpause eintrat, sah man Polizisten die Rolle des barmherzigen Samariters übernehmen, die sich über Verwundete beugen und ihnen die erste Hilfe zuteil werden lassen, mit einer rührenden Sorgfalt, die den tiefsten Wohlwollen gegen menschliche Leiden zeigt. Diese Ruhe bewahrten die Polizisten während aller bisher in London vorgekommenen Zusammenstöße, nennigleich von einem Abgeordneten des Unterhauses behauptet wurde, daß bei einer Gelegenheit Frauen und Kinder von Knüppelschlägen getroffen worden seien. Das mag nun freilich der Fall sein, aber ich glaube nicht, daß man die Polizisten dafür tadeln könnte, wenn sie sich durch eine vor Wuth siedende Volksmenge mit den Knüppeln einen Weg bahnten und dabei Unschuldige trafen.

Vielleicht spricht noch ein anderer Grund dafür mit, daß die Streiks in London weniger wild verlaufen als in anderen Städten. Der Londoner hat fast ohne Ausnahme seinen „Bobby“ oder seinen „Copper“ gern. Dies sind die Spitznamen für den Polizisten. Der erstere wird von den höheren Volksklassen, der letztere von der unteren Schichte gebraucht. „Bobby“ kommt von Sir Robert Peel her, der einst mit der Polizei zu tun hatte, und ist der Rosenname für Robert; „Copper“ stammt aus dem Diebsjargon

Der Appetit der französischen Kammer.

Die französischen Abgeordneten sind nach dem Schluß der Kammer für drei Monate in die Ferien gegangen. Im Palais Bourbon hat der Präsident des Erfrischungstraumes seine Bilanz gemacht, die die Opinion ihren Lesern vorlegt. Sie zeigt, was die Abgeordneten in der Sitzungszeit, die 62 Tage gedauert hat, verzehrt haben. Sie haben während der 62 Tage 84 Fässer Bier, je 120 Quart enthaltend, ausgetrunken, was einer Durchschnittsmenge von 160 Quart täglich entspricht. Es sind ferner in der letzten Sitzungszeit getrunken worden: 41 Quart Wein, 105 Quart Vermut, 214 Quart Orangensaft, 930 Quart Limonade, 121 Quart Johannisbeerfrucht und etwa 1350 Quart anderer Getränke, wie Himbeerfrucht, Kaffee usw. Was die Speisen anlangt, so sind in den 62 Tagen 3200 belegte Brote, 180 Pfund frisches Fleisch, 17 ganze Grunperretäse und 222 Camemberts gegessen worden. Wie man sieht, regt die Politik tüchtig den Appetit an. Und man bedenke, daß außerdem noch die französischen Abgeordneten jährlich \$3000 zur Verfügung haben für das, was sie — außerhalb des Palais Bourbon verzehren!

Noch schrecklicher.
Sie: „Kannst Du Dir etwas Ekelhafteres denken, als wenn man beim Obstessen eine Made findet?“
Er: „Ja — wenn man eine halbe findet!“

und bürgerte sich beim niederen Volk ein. Es ist offenbar von dem aus demselben Jargon stammenden „to cop“, das heißt fangen oder arrelieren, abgeleitet. Nun, diesen Bobby oder Copper liebt der Londoner. Er ist daran gewöhnt, bei Tage seinem leistungsfähigen Wirt zu gehorchen und ihn bei jeder Gelegenheit um Rath zu fragen, wenn er keinen Weg nicht finden kann. Er weiß, daß Bobby ihm, mag der Fragende auch noch so gerulmt angezogen sein, ebenso höflich Antwort gibt wie dem feingekleideten Frauer. Er kennt viele Beispiele von der Wohlthätigkeit des Copper, der vielleicht die hungernde Familie eines Mannes, den er arrelieren mußte, fütterte. Das sind keine erfundenen Beispiele, das sind Thatsachen, die immer wieder vorkommen. Ich kenne eine Countypolizei, deren Mitglieder sich regelmäßige Lohnzüge auferlegen, um geklumpte Kinder mit Kleidern und Schuhen zu versehen. Das bringt das Volk und die Polizei einander näher, und wenn es auch in der Leidenschaft des Streiks zum Aufeinanderplagen kommt, so bleibt doch auf keiner Seite ein bitteres Gefühl zurück.

Ja, das vor einiger Zeit, daß selbst Verbrecher vor Gericht anerkannten, daß sie bei der Verhaftung anständig behandelt worden seien. Die Thatsache, daß sich der Polizist bei der Verhaftung (Ausnahmen gibt es natürlich auch hier) jedes ungebührlichen Anschauens und jeder schroffen Behandlung enthält, soll nicht wenig dazu beitragen, daß die Verhaftungen in London in den meisten Fällen ganz glatt verlaufen. Wird einem Polizisten nachgewiesen, daß er sich brutal benommen hat, so muß er die Truppe verlassen, und er wird außerdem noch schwer bestraft. Doch der Londoner Polizist seinen Schuß jedem Bedrohlichen vollständig unparteiisch zutheil werden läßt, ist ganz selbstverständlich. Er würde ebenso für einen bedrohten Streiker eintreten, wie er für einen bedrohten Streikbrecher eintritt, ebenso wie er auf dem Trafalgar Square mit demselben Gleichmuth konterobative oder anarchische Redner vertreiben würde. Wer danach annehmen wollte, daß es dem englischen Polizisten an dem nötigen Schneid fehlt, der würde sich gewaltig irren. Der Streik hat wieder Beweise von Heldenthum geliefert. Ein Polizist wurde von einer Volksmenge überfallen und fast zu Tode geprügelt, weil er sich weigerte, den ihm vor einem verschlossenen Tor eingewiesenen Posten zu verlassen. Ein Dutzend Polizisten gegen Hunderte von drohenden Knüppeln, Steinen und Flaschen bewaffneter Menschen vorgehen zu sehen, ist keine Seltenheit in diesen aufgeregten Zeiten. Der Londoner Polizist versuchte sogar mehr als einmal, in dichtester Volksmenge einzudringen, um einen Mann zu verhaften, selbst wenn er nicht wissen konnte, ob ihn sein Unternehmen nicht das Leben kosten würde. Aber seine ruhige Energie hilft ihm. Das Volk schämt ihn dafür, daß er sich nicht einschüchtern läßt. Kurz, „Bobbys“ Eigenschaften machen ihn selbst bei denen geachtet, die ihn sonst vielleicht nur hassen würden.

In allem Streikgetümmel ging übrigens dem Londoner Polizisten keineswegs der Sinn für Humor verloren. So fühlte er sich offenbar selbst als komische Figur, wenn er hoch oben auf einem zu bewachenden Gemüselarren einherfuhr, und er lachte gutmüthig, wenn auch etwas verlegen, zu den spöttischen Bemerkungen der Streikenden.

Daß gerade die kleineren Streiks zu den größten Tumulten führten, glaube ich erklären zu können. Seit dem Jahre 1888 untersteht jedes Polizeikorps dem betreffenden County Council, der für die Stärke der Truppe sowie für ihre Disziplin und Leistungsfähigkeit im allgemeinen dem Home Secretary verantwortlich ist. Dieser hat die Nachbessung, die betreffende County petunaria dafür büßen zu lassen, wenn die Polizei nicht seinen Erwartungen entspricht. Der Staat zahlt nämlich aus der Staatskasse an die Counties die Hälfte der durch die Polizei erwandenden Kosten, und diese Zahlung kann der Home Secretary einstellen, falls er mit dem Zustand eines Polizeikorps unzufrieden sein sollte. In einem solchen Fall würde der betreffende County Council die ganzen Kosten zu tragen haben. Nur die City-Polizei von London bildet für sich eine Ausnahme. Sie erhebt den Anspruch, als besonders gute Polizeitruppe betrachtet werden. Die City-Polizei bildet sich sogar ein, eine Art Gardepolizei zu sein, aber der unparteiische Beobachter wird der Metropolitan-Polizei mit Vergnügen zugeben, daß sie hinter der City-Polizei in keiner Weise zurücksteht. Sie hat dies zu jeder Zeit bewiesen.

Die englische Polizeimacht zählte im Jahre 1910 für England und Wales 47,343, für Schottland 5575 und für Irland 11,519 Köpfe. Die Thatsache, daß in Irland ein größerer Prozentfuß von Polizisten angestellt wird als in anderen Landestheilen, muß aus den häufigen Unruhen in den agrarischen Distrikten erklärt werden. Nun würde die verhältnismäßig geringe Polizeitruppe eines Distrikts in ersten Streikfällen, wie beispielsweise bei dem blutigen Streik in Liverpool, nicht ausreichen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, und es ist deshalb im Jahre 1890 durch ein Polizeigesetz be-



Er (Bantoffelheld): Höre, Louise, du hast mir diesen Vortag anstatt den Winterwäher ein großes Glas Jochschlagen schenken als Vort gebracht.
Sie: C. da habe ich die Flaschen verwechselt. — Du wirst doch den Schnaps nicht getrunken haben?
Er: Warum denn nicht, wenn du ihn mir bringst!

stimmt worden, daß ein Distrikt durch seine Polizei die Polizei eines anderen Distrikts verhaften kann, wenn dieser Distrikt darum ersucht. Dann hat der ersuchende Distrikt die Kosten zu tragen. Dieses Polizeigesetz war, weil sich bisher zu seiner Anwendung keine Gelegenheit oder Notwendigkeit gezeigt hatte, von einem Teil der Presse offenbar vergessen worden, was man aus dem Erkennen ersehen konnte, mit der Entsendung von Londoner Polizei nach Wales und Manchester besprochen wurde.

L. R. h. e. n.

Die allgemeine Zehnerung.

Wiener Extrablatt: Vor dem Bezirksgerichte in Hiebing hatte sich der Bierträger Franz Jeger wegen Ehrenbeleidigung zu verantworten, weil er einer Geislerin, der Frau Marie Jida, eine Ohrfeige gegeben hatte.

Richter (zum Angeklagten): Haben Sie der Frau die Ohrfeige gegeben?
Angeklagter (lachend): Ja, aber ich hab' Grund dazu g'habt.
Richter: Für eine Ohrfeige gib's keine Gründe.

Angeklagter: So ...? Das hab' ich mit g'laubt ... Aber ich hab' doch Grund g'habt. Die Klägerin hat mir an Schnorrer g'haben, weil ich kein Liter Wein zahl' hab' und g'roßen hat's mich auch. Ich kann mir das doch nit g'fallen lassen, ich bin verheiratet. Mann und sie is nur a Witwe!

Klägerin: Deswegen kann ich nicht vor der ganzen Defektheit so heruntermachen lassen.

Richter (zum Angeklagten): Gleiden Sie sich aus! (Zur Klägerin gewendet): Haben Sie den Angeklagten einen Schnorrer genannt und ihm einen Stoß gegeben?

Klägerin: Ja, aber nur im Scherz.
Angeklagter: Die Ohrfeige war a nur a G'Poß!

Da zwischen den beiden Parteien ein Ausgleich nicht möglich war, verurtheilte der Richter den Angeklagten schließlich zu einer Geldstrafe von zwanzig Kronen.

Angeklagter (erkauft): Was ... zwanzig Kronen? So viel? Ich hab' glaubt, a Ohrfeigen tof' nur fünf Gulden!

Richter: Da sind Sie im Irrthum.
Angeklagter: Ja, richtig, es is alles theurer worden! (Lebhafte Heiterkeit.)

Lieblichthiere großer Männer.

Eine Monatschrift weiß von verschiedenen berühmten Männern anzugeben, welche Thiere sie ganz in ihr Herz geschlossen hatten. Künstler im allgemeinen und vor allem Schriftsteller und Dramatiker haben meist ein großes Faible für Thiere von nicht gerade der Art, die sich gewöhnlicher Sterbliche zu Lieblingen wählen würden. So besaß Alexandre Dumas der Ältere eine ungemein zahme weiße Maus, die ungeniert in seinem Haar umherspazieren durfte. Dumas Sohn gab sich viel mit einer erstaunlich klugen Schildkröte ab. Der Papagei des „Kritikerfürsten“ Jules Gabriel Janin konnte lächerlich geläufig die französische Deklination der Rose herunterplappern. Alphonse Karr zeigte sich in einem jungen Jäger derart vernarrt, daß es ihm tiefen Schmerz bereitete, als er sich gezwungen sah, die Trennung von seinem gar zu geräuschvollen Liebling herbeizuführen. Gustave Dore war einem prächtigen, großen Uhu jätlich zugesthan; er vermachte den Vogel dem Jardin d'Acclimatation. Chas. Au-

gustin Sainte-Beuve hatte gar eine große Voliere, in der es von Sperlingen aus der ganzen Umgegend wimmelte. Das Vogelhaus hatte natürlich stets offene Thüren, und so konnte die lärmende Schaar nach Belieben aus- und einfliegen. Seinen kleinen Kostgängern hielt Sainte-Beuve oft Stundenlange Vorträge, ohne durch stürmischen Widerspruch gekränkt zu werden, wie es von seinen Studenten geschah.

Carnegie's Geschäftswelt.

Eine Anzahl von Marimen über Geschäftswelt, die von Andrew Carnegie, dem berühmten amerikanischen Multimillionär und Philantropen, herrühren, finden wir in der neuen Zeitschrift „Der Horizont“. Sie sind von verschiedenem Werthe. Als Ausprüche eines Mannes, dem man die größte Erfahrung und Erfolg im Geschäftsleben zuerkennen muß, verdienen sie Interesse.

Carnegie sagt:
Der eine arbeitet ein Jahr lang an einem Werke und bekommt 1000 Pfund dafür, ein anderer arbeitet vielleicht doppelt so lange und doppelt so angestrengt, und doch repräsentiert seine Arbeit effektiv nicht den geringsten Werth. „Gearbeitet“ haben beide, aber die Arbeit des einen fand Abnehmer, für die des anderen lag kein Bedürfnis vor. So ist es mit aller Arbeit, nur die Nachfrage ist der Werthmesser. Wenn kein Bedürfnis vorhanden war, dann war die Arbeit verlorene Mühe.

Die Männer, die wir heute nötig haben, sind diejenigen, die ihr Geld und ihren guten Namen in ein Geschäft einlegen und eifervoll über beides wachen.

Derjenige, der es unterläßt, sich klar zu machen, was er in einem Nothfalle zu thun hat, wird auch nie wissen, was er zu thun hat, wenn dieser Fall eintritt.

Niemand kann in dieser Zeit des allgemeinen Fortschritts ungestraft auf allen Gebieten müßig schlummern. Sich genug sein lassen, heißt an den Nagel gehängt, austrangirt werden, wie eine von Holz gestreifene Kuffung, der ihr alter Ruhm nur zum Hohne gereicht.

Es ist stets voreilig, etwas Neues ohne weiteres aufzugeben, es sei eine neue Idee oder die Einführung eines neuen Artikels, denn nur zu oft erzielt man erst nach vielen Mißerfolgen ein günstiges Resultat.

Höflicher Respekt.

Unter den Aufzeichnungen des Prinzen von Vigne findet sich ein merkwürdiges Beispiel von der unermeßlichen Devotion, mit der die Welt des 17. Jahrhunderts sich dem hohen Adel aufblühte. Der Haushofmeister des Herzogs von Nivernais lag sterbenstrank, und der Herzog, der ihn außerordentlich schätzte, begab sich in's Krankenstimmer, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Haushofmeister lag gerade im Sterben und richtete sich nur mit Mühe auf, indem er dabei mit matter, kaum hörbarer Stimme im Ton der tiefsten Unterwürfigkeit sagte: „Ach, gnädigster Herr, nehmen Sie es mir doch ja nicht übel, daß ich in Ihrer Gegenwart sterbe.“ Im höchsten Grade gerührt verließ der Herzog: „D mein Bester, genietzen Sie sich nicht!“ Und der Haushofmeister verstaumte nicht, von dieser Gläubigkeit sogleich Gebrauch zu machen.



„Was hast du nun davon, daß du dir für teures Geld solche Glühnase ange-trinken hast?“
„Seine Spekulation, Ose, nu können wir die Beleuchtung sparen!“